

Der Chrache

Autor(en): **Schwab-Plüss, Margaretha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **28 (1963-1964)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Chrache *Von Margaretha Schwab-Plüss*

Das isch, wie die altygsässene Sissecher währlig alli wüsse, e Spalt im Bärig ähnlig wie s Ärdwybliloch und doch nit glych; denn erschtens ischs e Spalt in der Sissecher Flue und nit in der Thürner, und zweutens isch er sänkrächt und nit wagrächt, was natürlich nit hoorgnau, aber doch ungfohr zuetritt. Uf eusi Flue sy mer stolz mit ihrer schönen Ussicht uf Alpen und Vogese, uf Jura und Schwarzwald, vom gfreute Blick uf die liebliche Teeli gar nit zrede. Zum Grossartige chunnts Idyll: die heimeligi Wirtschaft, die grossi Fluematte, wie gmacht für Spiel aller Art — im erschte Wältchrieg het me se no welle binütze für Frucht z säije, aber im Fluebode und bi däm Wind dört obe isch si e chlei windig use cho. Au d Stuben ohni Dach vom vorrömische Refugium hai hüt öppis Idyllischs. In das Idyll bringt aber der Chrachen öppis Wilds und Düschtens, um nit z säje Tragischs yne. Wemmen an nüt dänkt, göfflet er zwüsche de Felse, under de chrumme Föhre, wo Mueji hai, si gege Gwitter und Stürm z bhaupte dört obe und dorum d Escht wie Ärm ins Leer use strecke, grad, wie wenn si wetten um Hilf rüefe. In der Tiefi gseht men e Hufe Stei und Schutt, barmhärzig do und dört zuedeckt vo wälem Laub und tröschtlig ygrahmt vom grüne Wald. Das isch alles vo der Flue abe cho; denn me weiss jo, ass Chalchgestei im Verwittere bsunders usgsetzt isch, und s nimmt eim drum nit wunder, wenn eusi Flue eim uf alte Bilder höher und vor allem breiter vorchunnt; sie ischs allwäg au gsi.

Wemmen uf das Trümmerfäld abeluegt, chömmen eim d Lüt z Sinn, wo do obe scho uf verschideni Wys ums Läbe cho sy. Me het Biduure mit ene. Aber der wyss und rot Fahne chnatteret so übermüetig im agnähm chüele Bärigluff, und d Sunne schynt so heiter, ass me nit lang cha truurig sy. Es alts Gschichtli het mer die düschtene Gidanke no ganz vertribe:

Euse Vettergötti, won is amme brichtet het, er heeb als Bueb no mit der ganze Schueljuged ghulfe, im Burgerain der letscht Wolf z umzingle und de Jeeger zue z trybe — dä Vettergötti weer jetz wyt über Hunderti — het is das Gschichtli sälber no verzellt. Si hai deheim bis Horante Martis, im Huus uf der chleinen Allmed mit der höche Tanne davor, e grossi schöni Chatz gha, e chohleschwarze Rälli. Mit däm het der Marti, der öltst vo vier Buebe, uf im Chriegsfuess gläbt. Wenn in das Büüsi numme gseh het, so hets e Buggel gmacht, der Schnauz gstellt und in wüetig agschnützt, au öppe gchräblet. Der Bueb wird woll nit ganz unschuldig gsi sy an deer Sach. Im Kampf zwüschen im Möntsch und ime Huustier isch allwäg meischtens der Möntsch d Schuld.

Emol, no so mene Chräbel, isch der Marti fuchswild gsi und het bin im sälber gsait: «Jetz mues mer die Chatz uf d Syte!» No im Füürobe het er sen im en Egge vo der Schüüren in e Sack to und dä zuebunde. Das Büüsi het ihn derby wider ghörig kräblet, het to wie lätz in däm Sack und jämmerlig gmiaut; aber s het ihm nüt gnützt. Der Bueb isch furt gschliche, de Lüt us Wäg, die äneri Allmed uuf und het mit sym Sack im geeche Strössli zuegsträbt, wo uf d Flue füert. Der Wäg isch im lang vorcho; denn der Sack het in drückt, und der Chohli — so hets Büüsi gheisse — het in durs Sacktuech dure no syni scharfe Chreuel lo gspüre.

Äntlig isch er doben und lauft über d Matte uf e freie Platz vüre. Aber dörthi hätt lycht öpper chönne cho. So isch er denn e chly uf d Syte, wo men ihn nit so gseh hätt. In der Neechi vom Chrache het er der Lätsch an der Schnuer ufglöst und der Sack übere Felsen aben usgleert. Schier hätts ihn no

sälber mitgrisse, und ohni e letschte Chräbel ischs nit abgange. Der Marti het im Büüsi nit nohgluegt. Es isch au scho dimberig gsi. In lange Sätz isch er der Wald ab, wie wenn der Chohli hinder ihm här weer. Es isch aber ehnter as nit s bös Gwüsse gsi, won in so furt tribe het, wenn ers au nit gmeint het. Es het no all e Täubi in ihm kocht, während er sy bluetigi Hand abgeschläckt het.

Won er ins Dorf cho isch, hets scho gnachtet. Deheim isch er zerscht ums Huus umme dychet und het der Sack im Schopf zu andere gleit, wo dört gläge sy, dernoh dure Gang vüre, an der Chuchi vorby, wo allem noh syni Ölteren und d Brüedere z Nacht gässe hai; denn er het se ghöre schwätze. Lyslig het er d Stubetüren ufgmacht und — isch z Tod verschrocke. Vo der oberachte Chunsch obenabe hain ihn zweu grüeni, glüenigi Augen abohlt. Und derno het öppis förchtig afo ruren und schnütze und miaue, ganz tief und wider in de höchste Töne. Me het e Gump ghört ab der Chunsch obenabe. Die glüenigen Auge sy neecher cho . . . «Der Tüüfel! Der Tüüfel!» het der Bueb grüefe und d Türe wider zuegschlage. Lang isch er duss umenander girt und het si nit heimgitraut, bis in der Jokeb, der zweutöltscht vo de Brüedere, gfunde het, wien er am Bach gsässen isch. «Was isch au mit dir?» het der Jokeb gfrogt. «Hesch du eso gschraue? «Jo», het der Marti gstaggelet; «es isch drum öppis mit glüenigen Auge ab der Chunsch uf mi zue cho z gumpel!» Do lacht der ander e Schübel: «Dasch jo nummen euse Chohli gsi. Wie het di dä au so chönne vergelschtere? Chumm jetz heim und nimm no das z Nacht, wo der d Mueter in Zwüschenofo gestellt het!»

Der Marti het die Sach besser gwüst; aber er hets nit dörfe säge. Für ihn ischs nit mit rächte Dinge zuegange gsi. Wie hätt au sünscht der Chohli dä Sturz chönnen überläbe? Vo dört ewägg sy är und d Katz enander usgwichen. Er isch au lang nüm uf d Flue. Erscht vill spöter het er si die Sach uf natürligi Art gluegt z erkläre. Velicht het s Büüsi, wie me das de Chatze jo nohredt, im Abefalle chönne mache, ass s neumen im Chrachen uf d Bei z stoh cho isch. Am Änd ischs au neumen am en Ascht oder an ere Wurze blybe hange und het chönnen abechlädere. Sygs, wies well, der Marti isch gottetfroh gsi, ass s eso uusecho isch. Er het nümme chönne bigryfe, ass er dä arm Chohli emol het wellen umbringe. Aber wenn d Brüedere gsait hai: «Chunnsch mit? Mer gönge uf d Flue und derno heizue der Chrachen ab», so het er der Chopf gschüttlet.

Sider sy Gäneratione vo Bueben unbikümmeret und unbischwert der Chrachen ab gchräsmet oder grütscht. Jo, s het au no Maitli gluschtet, ene das nohmache. Zu dene het ämmel s Roseli ghört, mys Gusynli us im Elsis. Mit verrissene Strümpf und ime verschränzte Röckli, aber bigeischteret ischs zugg cho und het zue mer gsait: «Kumm doch s nechscht Mol mit!» I weer grüüsli gärn gange; aber i ha mi nit gitraut.

Woni das emol mym Suhn verzelt ha, het er gsait: «Chumm du numme mit mir; ich will der zeige, ass das nit halber so gfehrlich isch. Mer sy also am e schöne Tag mitenander uszoge. Es het mer wider welle gruuse, woni oben an däm Schranz im Felse gstande bi und in d Tiefi gluegt ha; aber i ha doch nit welle die sy, wo im letschten Augeblick umchehrt und i ha jo Zuetraue zum Suhn gha. «Gsehsch? Dört isch e Vorsprung, wo me cha Stand fasse», het er gsait; «dört müese mer druuf zue ha. Und jetz gimmer d Hand. Lueg, do ischs weniger geech, und lueg, dört schreeg, wyter unde cha me si wider hebe. Gsehsch jetz, es goht jo ganz ring. S isch scho weniger geech. Und dört isch scho Gstrüüch, däm cha me noh, und gly einisch sy mer ganz unde.» So ischs gsi, und ich ha dänkt: Worum han ich au vor däm Chrache son en Angscht

gha? Ischs nit mit mängem Entschluss und mänger Arbet au eso? Me mues numme härzhaft derhinder, und alles isch nit halb so schlimm. Aber noh öppis isch im Chleinen und Grosse wichtig: Me muess öpper wüsse, wo eim guet füert und wo me si cha uf ihn verloo.

Vom Muttenzer Klösterlein im Engental, von seinen Geschicken und von seiner Sage

Von *Hans Häring*

I. Des Klösterleins Geschicke

Ums Jahr 1269 stifteten die Grafen von (Neu-) Homberg, die noch bis 1306 Herren zu Muttenz waren, im Engental oben, am Wege zur Schön matt, ein Klösterlein, in welchem Zisterzienserinnen ihr kärgliches Leben führten, auf Gott vertrauten und auf den Basler Rat. Dieser gewann immer mehr Macht, während der Bischof, der frühere Stadtherr, schwächer wurde. Zur Zeit der Glaubenskämpfe unterlag dessen Partei und der geistliche Herr zog sich in sein jurassisches Fürstentum zurück.

Am 13. Februar 1525 liess der Rat den Nonnen mitteilen, es stünde ihnen frei, wieder ins weltliche Leben zurückzukehren, sie müssten nur wollen —; am 15. Juli verbot er die Aufnahme neuer Ordensleute und am 26. September forderte er bereits zum Austritt auf. Dem leisteten drei Schwestern Folge, eine Barbara von Gempfen, eine Merglin, die als «arm waislin» ins Kloster getreten war, und eine Dorothea von Biel-Benken, die im Frühjahr 1526 Anspruch auf die Rückgabe ihres eingebrachten Gutes und auf Entschädigung für ihre Arbeit erhob. — Die Priorin machte geltend, dass die Dorothea nicht mehr als sechs Pfund in die «versammlung» gebracht habe, und dass man davon (und von der kleinen «zustür» ihres Veters Hans Nacht) die Dorothea bekleidet habe und versehen «gar mit grossem Kosten, dann sich die Stür und die sechs Pfund erstreckt». Auch wies sie in ihrem Schreiben an den Rat darauf hin, dass sie und ihre Schwestern keine von den dreien gedingt, «noch in Dienstwis um hohe oder nydere Belohnung, sunder uff ihr und ihrer Verwandten vielfältige Bitt, nach Ordenspflicht, deren sie sich willig verpflichtet, uffgenommen haben in vollkommenen Alter». Sie unterliess es auch nicht, darauf hinzuweisen, dass, wenn die drei im Kloster geblieben wären, sie dieselben hätten «siech oder gesund müessen fueren und neren».

Schwierigkeiten hatten die Engentaler Schwestern auch mit ihren Pflegern, besonders mit einem Hans Friedli Irmi, über den sie sich vor dem Rat beschwerten, er habe gesagt, «er müsso sich unser um der Bekleidung beschämen» und «so wir auch unser Matten nit verkouffen, so well ihm nit gelegen sin, fürder Pfleger zu bliben». Hierauf wählte der Rat einen Kaspar Thurnysen zum Pfleger. Irmi führte aber sein Amt, wenn auch inoffiziell, auch weiterhin aus, mit dem festen Bestreben, das Kloster so rasch wie möglich eingehen zu lassen, denn er war ein überzeugter Evangelischer und die damals von den Katholischen wieder zurückeroberte Ratsmehrheit erschwerte sein Tun. Die Schwestern gelangten denn neuerdings mit einem Schreiben an den Rat und wünschten, dass Irmi seine Tätigkeit einstelle, «da uns ja nit gelegen will sin, ... also von unserer Kleidung, den Matten und anderen Dingen, die ihm und